

Glück und Segen.

Roman von A. von Gerodoff.

(5. Fortsetzung.)

Aus allen Ständen waren sie vom Grafen, Freiherrn, die das Schloß ihrer Väter mit Geld wiederherstellen wollten, und ihr alle Hochachtung und Achtung dafür verschrieben, bis zu dem besseren Handwerker, dessen Bildung weit über seinem Stande war, der hoffte, daß er sich ihn würde lieben können, denn er sei von höchst sympathischem Aussehen und seinem Wesen. Eine vage Hoffnung, daß irgend einer dieser Briefe etwas Besonderes, Verführerisches, Glück Segen Entschuldigendes haben würde, erfüllte sich absolut nicht. Sie wurde immer kleinlauter und zaghafter, bis endlich eins der allerletzten Brieflein ihr köstliches Herz höher klopfen ließ. Der recht grau gezeichnete Himmel ihrer Ehe- und Liebeshoffnungen begann sich aufzuhellen!

Ja — das konnte der „Gewisse“ sein! Dem konnte sie vertrauen; der seine Briefstil, die Schrift so klar und sauber — fast weibliche Buchstaben — das elegante Papier. — Alles klappte. Schade, daß er seinen Namen nicht unterschrieb, sondern alles Weitere der persönlichen Begegnung überließ, um die er für den kommenden Sonntag bot.

Das war ja morgen schon! dachte Klärchen aufgeregt. Bei der zweiten Uebersetzung sah sie, daß noch auf der Innenseite des Kuvertes getipelt war: „Städtischer Beamter“, und eine postlagernde Adresse, wenn sie ihm vielleicht einen anderen Vorschlag zu machen hätte. — Ganz angenehm war ihr, daß er einen Freund mitbringen würde. So hatte sie auch das Recht, einen Schutz zu haben. Von den Schwärmern würde natürlich keine Mißtonne! Aber wenn sie hörten: „Städtischer Beamter!“ Oh — der Stolz — wenn sie an dessen Arm ankam! Ein Schmiedler, ein Hochkapler konnte es dann schon nicht sein! Sie dachte daran, die kleine Schumann aus ihrem Geschäft mitzunehmen, die hatte nicht so schwere Gedanken bei so etwas. Das wollte Klärchen. Aber am Ende war es doch nicht ganz klug, eine so hübsche, Junge neben sich zu haben; wenn sie sich auch sagte, daß ein städtischer Beamter, der ein Mädchen in reifen Jahren heiraten konnte, kaum mehr jugendlich war.

Nein, es war schon am besten, wenn sie allein ging. Denn so mußte nachher niemand, wie sie zu ihm gekommen war.

Und still schlich sich dem stillen Herzen der schönsten Weibestraum von Glück in die Tiefe, und leise und zaghaft bat es den Gott der Liebe um seinen Segen, ohne den kein Herzglück gedeihen kann, auf welchem gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Wege es auch immer gewonnen wird!

Der Sonntag wurde ein wichtiger Tag für Klärchen. Unruhig, in schlecht bezugener Erregung tat sie die gewöhnlichsten Dinge. Den Schwärmern gegenüber benahm sie sich so, als habe sie die ganze Inzeratensache aufgegeben; dabei war sie nur froh, daß niemand davon anfang. Es war heute der dritte Sonntag im Monat. Ihr Kirchengang also. Das war ihr lieb. Es tat ihr wohl, den Jhrigen gerade Leute aus den Augen zu kommen, denn sie hatte immer das Gefühl, daß sie irgendeine Abnung von ihrem Unternehmen hätten. Ohne eine Notiz zu machen, es doch nicht abgehen; sie mußte Muttelchens etwas von dem Geburtstage einer Kundin vorsetzen, zu dem sie auf dem Kirchwege eingeladen worden. Denn wenn sie die Wahrheit wüßten, würden sie Klärchen am Ende doch nicht gehen lassen vor lauter Angst.

Dem künftigen Gatten hatte sie eine Kondition in möglichst ferne als Verlobung genannt. Bedrückt und leidvoll wie sonst nie war sie an diesem Sonntag; was ihr doch, als müßte sie um Verzeihung bitten, daß sie das neue Glück mit Lug und Trug sich erworben ging. So sah sie traurig auch in der Kirche.

Endlich kam die Nachmittagsstunde. Es war ihr lieb, daß es den ganzen Tag dunkles, trübes Wetter war. Sie zog ihr schwarzes, hübsches Alpatatkleid an, das wie Seide glänzt, band einen schmalen, gefalteten Stehtragen darauf und hingte ein kleines, goldenes Herz, in dem sich die Bildchen der guten Eltern befanden, an seiner Kette darüber auf die Brust. Ihr dünnes, hellblondes Haar hatte sie in Wellen gebrannt und einen losen, modernen Lockenschignon am Hinterkopf; auf ihren Wangen lag die rote Farbe der Aufregung, und ihre sonst matten Augen schienen dunkler und leuchtender. Alles das machte heute Klärchen wirklich zu einer besonders hübschen, feinen Mädchenerscheinung, so daß man ihr die sechsunddreißig Jahre kaum ansah unter dem schwarzen, breitrandigen Strohhut mit dem hellen Rosenzweig, der sich so anmutig auf den ganz üppig ausschenden, nach Rosenblüthen duftenden Lockenbau senkte. Und wenn sie den eleganten, weißen Seidenhandschuh auszog, dann konnte sie,

gerne ihre wirklich feinen, hübsch geformten Hände sehen lassen, mit dem allerbesten Goldreife daran, in dem ein blaues Bergkristallein — der Verlobungsreif Muttelchens — glänzte.

Nun — nicht nur sie selbst — am Ende konnte auch der hübsche Beamte mit ihr zufrieden sein, und er hätte es schlimmer treffen können mit der reichen Partie aus der Zeitung: eine aufgedonnerte, geschminkte alte Jungfer etwa, anspruchsvoll und hochmütig auf ihren Geldsack. — Das Lebensziel von der Familie war etwas sehr schlicht. Sie wollte ihre Toilettenaufwendungen nicht allzu genau besetzen lassen und blieb zwischen Tür und Angel stehen, sich mit größter Eile entschuldigend: Es war schon so spät, und der weite Weg zu der Dame und das Warten Sonntags an der Haltestelle. — Dann lief sie fast die Treppe hinunter, um nur nicht etwa wieder zurückgerufen zu werden; sie wäre unter keinen Umständen umgekehrt! Das bedeutete ja Unglück! ...

Hastig ausschreitend, erreichte sie in einer guten halben Stunde die kleine Kondition von Selma Salbei. Jögern trat sie in das große Vorderzimmer ein. Es war — leer! Nur ein sehr mißmutig aussehendes, ältliches Fräulein sah mit einer Zeitungschrift hinter dem Büfett und erhob sich einladend, als sie eintrat. Und plötzlich ersah sie der Schreck, daß er — sie selber — die „verzeigte“ am Ende, wie der hübsche Ausdruck hieß. Dunkle Rote farbte vor Entsetzen ihre Wangen, und ein rührender Ausdruck der Hilflosigkeit kam in ihr angenehmes Gesicht.

Da — o Himmel! Sie sah im kleinen Nebenzimmer neben den Falten eines Vorhanges, das schwarz umhüllte Ende eines Männerbeines. ... Natürlich war er da! Denn sonst pflegten Herren doch nicht am Sonntag nachmittags in der Hinterstube einer kleinen Kondition zu sitzen, wenn nicht ein Rendezvous sie dahin trieb! Ach, wie gerne hätte sie nun noch gearbeitet oder gar Reihhaus genommen! Der Heldennut, mit dem sie bis hierher gekommen, war ganz erloschen. Aber nun mußte sie vorwärts! Ein Männergesicht bog sich vor ihr, spähte an dem Vorhang vorüber. Da ersah sie die Stufen.

Am dem dunklen Marmorflügelchen in der Fensterecke hinter gelben Scheibengardinen saßen zwei in feierliches Sonntagsschwarz gekleidete Herren; beide sahen so elegant und fein aus, daß sie beinahe erschrak — sich selbst dazu denkend!

Im nächsten Augenblick aber fiel sie wirklich einen leisen Schredensschrei aus — und nicht nur sie! Auch der eine der Herren, die sich erhoben hatte, ihr hastig entgegenzugehen, blieb stehen, wie von Schreden auf die Stelle gebannt, und stammelte: „Herr des Himmels! Nein ... ich ... das kann doch nicht. — Aber ja — Fräulein Klärchen. ... Sie sind doch Fräulein Klärchen Klärchen!“ schloß er fassungslos, sich nach seinem Gefährten umsehend, als sollte der ihm das Schredliche bestätigen.

Sie mußte sich, einer Ohnmacht nahe, setzen, so daß ihr der andere Herr schleunigst mit einem Glase Wasser beibrang, vergnügt lächelnd, weil er Zeuge einer sehr unerwarteten und peinlichen Erkennungsprobe wurde.

Der Heiratskandidat, welcher eine gute Partie in der Zeitung gesucht hatte, war der ihr wohlbekannte Herr Trauburg, der wegen Lebenswürdigkeit und Gewandtheit im Dienste beliebte Postsekretär und — heimlich Verlobte des „stehigen“ Liebchens.

Er war aber fast noch erschrockener als sie. In peinlichster Verlegenheit griff er nach seinem Hut, eine unverständliche Entschuldigung murmelnd, und ohne sich nach seinem Freunde umzusehen, verließ er eilig das Zimmer und die Kondition.

Ganz niedergeschmettert blieb sie sitzen. Welch ein Zusammenstoß! Ja — das konnte allerdings nicht werden. Den 17jährigen Leichfuß Trauburg — heiraten! Und er seinerseits die Klärchen Liebling — mit ihrem doch eigentlich recht unbedeutenden Vermögen! Und verlobt war er ja auch! Verlobt und gebunden an das arme, blutjunge Ding, Lieschen Schumann, dessen ganzes Lebensglück und strahlendste Hoffnungen in ihm ruhten. Noch bei jener denkwürdigen Geburtstagsfeier hatte sie die heimliche Zärtlichkeit gesehen, und wie das liebliche, arglose Geschöpf so glücklich und vertrauensvoll zu dem Liebchen aufblickte. Und der schlechte, verätherische Mensch ging auf dunklen Wegen und sie — ach Gott — sie, Klärchen Liebling, mußte ihm begegnen! Die flammende Rote stieg ihr in die betäubten Wangen, und sie mußte ihre Augen nicht zu dem Zeugnis der Schmach erheben, der vielleicht spöttisch lächelte über die alten, verblühten Jungfern, die durchaus noch heiraten wollten. Scheu und gequält, in doppelter Pein, stand sie dann hastig auf, um fortzugehen, fand dann aber wie erschöpft zurück auf ihren Stuhl.

„Es tut mir leid, daß Sie diese hübsche Sache mit angesehen haben!“ flötete sie.

Kennbrandt lächelte nicht. Er war

einen schmerzlichen Blick auf das tödlich beschämte Mädchen vor ihm und sagte leise: „Hübsch ist das nicht, Fräulein Liebling. Es ist nur ein schlechter Spaß, den sich der Regisseur Zufall mit Ihnen beiden erlaubt hat. Vergessen Sie sich nicht; es gibt vielleicht noch andere Wege zum — Glück, oder sagen wir: zum Frieden für Sie, liebes Fräulein. Ich fürchte, wir merkten's noch alle mehr oder weniger, daß die bewußte Tür, die wir dem Glück öffnen, eben nicht immer die richtige ist. Gestatten Sie, daß ich mich jetzt empfehle.“ ... Und er nahm verlegen seinen Hut, verbeugte sich unsicher und ging.

Sie sah noch eine Weile vor ihrem unterkühlten Apfelkuchen. Der Regen rieselte langamer an den nicht sehr lauberen Fenster Scheiben hernieder — eine lebenswichtige Fliege trug sie über den Stühlen. ...

Andere Leute betraten die Kondition — Klärchen Liebling ging schnell und schau an ihnen vorüber, hinaus in den Regen. Die Bahnen waren überfüllt; drei hatte sie abgeworfen! — nun eilte sie zu Fuß nach Hause. Das Gehen in der feuchten Luft tat ihrem heißen, müden Kopf wohl.

Als sie daheim ankam, empfing sie Lina mit vorwurfsvollen Widen. Gebwäg hatte sie, um einen Spaziergang zu machen, abholen wollen von der Geburtstagsfeier und war zurückgekommen mit der wunderbaren Nachricht, daß Klärchen gar nicht dort gewesen sei; auch nicht eingeladen. Und es sei überhaupt kein Geburtstagsfest gefeiert worden.

Darüber hatte sich die alte Mutter, die ohnehin seit dem großen Glückstage sehr angegriffen war, so alteriert und bekümmert über Klärchens Heimlichkeiten und Lügen, daß sie recht unwohl geworden und zu Bett gegangen war.

Klärchens furchtbaren Schreden beruhigten sie freilich, aber das arme Mädchen war doch ganz gebröckelt, als sie an das Wort Muttelchens trat, die so blaß und still dalag mit festgeschlossenen Augen. ... Ach, wie traurig war das Leben, das bisher so friedlich gewesen, seitdem das mühselose gewonnene Geld im Hause war!

Wenn ein Brautpaar still beieinander sitzt und auf ihren Gesichtern liegt ungewohnter Ernst oder gar Traurigkeit, dann wird alles wieder gut oder kann gut werden. Aber wenn der trübe Ernst nur auf des einen Stirn liegt, und das Antlitz des andern zeigt harmlose Heiterkeit — ja, dann stehen sie am Kreuzwege. ...

Manfred Rembrandt und sein 17jähriges Lieb fanden am Kreuzwege! Lieber seinen fernem, männlichen Jüngen lag ein fast finsterner Blick, während ihr blühendes, holdes Gesicht freundlich und entzückt den Vorübergehenden, den Läden, den Schaufenstern zugewandt war, als sie heute nachmittags in einem schönen, eleganten Auto ihrem Ziele, einem Rosengarten in Hundsbühl, zu drasteten.

Herr von Sandersee erwartete sie schon. München wurde dunkelrot vor Ueberraschung und Freude. Erstens: War der vornehm und fein! Lange nicht so hübsch wie ihr Manfred, aber er hatte ein gewisses, für manche Frauenaugen sehr bestechendes Etwas. ... Zweitens: Wie charmant grüßte er sie, dabei so lieb — so bewundernd! — Unterschieds kannte sie noch nicht, wußte nicht, daß ein Herr von Sandersee ihr mit diesem gemischten Gruß keine besondere Ehre erwies! Und der junge Kaufmannssohn kannte die Unterschieds auch nicht. Sein Gast mußte überdies besser als er wissen, was jedem an Artigkeit zukam. ... Der überlegte erst, ob es nicht besser gewesen wäre, bei dieser Vorparade mit einer kleinen Telephonistin Zivili anzulegen statt der ihm allerdings besser stehenden Uniform. Dann aber kam er zu der Ueberzeugung, daß sich gehobene Dinge nicht ändern ließen, und nun machte er der lieblichen kleinen Dame eifrig den Hof und verdröhte ihr vollends das ohnehin nicht sehr festhängende Köpfchen.

Später wählte der junge Sandersee seinen Gastgeber leutselig zu. „Sie — Freunden — ich weiß nicht — ich glaube, gewisse schöne Augen würden gar nicht finstern blitzen, wenn wir so 'ner kleinen Pulle den Hals brächen — nicht wahr?“

Selbstverständlich, lieber Herr von Sandersee!“ lachte Manfred, der sich freute, daß sein Bräutigam so ganz nebenher durch diesen Umgang die Sitten und Manieren der „großen Welt“ lernte. Mochte sie doch jeden Augenblick zu drolligen kleinen Verhöre; d. h. jeht, von diesen 17jährigen Kosenklippen klangen sie irdiglich — aber später, als würdige Offiziersfrau! Sandersee amüsierte es sehr, sie zu orientieren, und Manfred war ihm dankbar dafür.

Den Selt, ohne den für Sandersee eigentlich kein richtiges Amüsement war, wollten sie in Berlin schlürfen; dazu ein nettes, feines Souperchen drinnen in einem ersten Hotel der Stadt einnehmen. Da konnte man auch im Freien sitzen! Bald brauchten sie im Auto mit ihrem schneidigen Chauffeur zurück nach Berlin. Es war fast gefährlich, der junge Mann drehte zu oft das Gesicht nach

rückwärts, statt auf den Weg zu achten. Das schöne, lustige Kind da drinnen im Wagen sah auch ihm in die Augen. Manfred fing an, sich zu ärgern. Auch über Hermine. Wie konnte sie nur so albern lachen und sich über den verliebten Autoführer amüsieren? Zum Glück kam Sandersee im Leben nicht auf solche Kapitaden ihrer Augen, wo er doch neben ihr saß! So dicht neben ihr, daß er oft ihre Arme, die rosig durch den Tüll ihrer Bluse schimmerten, streifte. Einmal, als sie bei einer scharfen Kurde leise aufschrieend herumschleudert wurde, umschlang er sie schnell noch, wie er sie vor dem Herausfallen zu retten. — Aber er hätte dann früher loslassen können — dachte Manfred nicht sehr erlaut. ...

Den Gedanken waren nicht immer zur Stelle — sie schloffen unsäglich und her im dunklen Lande der Zukunft. ...

Als sie im weinlaubumrankten Vorgarten saßen, bekam er wieder mehr Interesse für die realen Dinge der Gegenwart. Sie öhnen Arbie, und Hermine hantierte damit so wenig hübsch, ungewohnt, daß Manfred ihr die Tiere einfach aus der Hand nahm und sie geteilte. Sandersees spöttisches Lächeln ärgerte ihn. Die Partie war für ihn absolut kein Genuß. Später bekam dann Mündchen Trauburg aus dem kleinbürgerlichen, soliden Gartenhaus in Wilmerdorf — einen regelrechten Schwips. Sie wurde etwas sehr laut und etwas frei in Bewegungen und Worten. Nein — das war gräßlich! Immerfort überwaohend und erzählend, ermahnend und scherzend belehren konnte er doch bei seiner Frau nicht! Und doch mußte sie lernen, was ihr fehlte zur richtigen Offiziersdame! — Daran freilich, was sie von der Zukunft wünschte und hoffte, daran dachte der liebende Brautigam augenblicklich nicht.

In ihrem richtigen kleinen Kauz fing sie plötzlich an, vor ihrem Laleut zu sprechen und daß sie sich tatsächlich der Bühne zu widmen gedente.

„Woh, bis wir heiraten können — obgleich ich doch später auch sehr gern miterdienen möchte! Am Ende: kommt mehr Geld in die Wirtschaftskasse, wenn ich auf den Brettern stehe, die die Welt bedeuten, als wenn mein Herr Gemahl hinter den Brettern steht, die er Ludentisch nennt.“ Hing bloß den Heringsbänder an den Nagel — du — Fredel!“ bat sie, lachend über sein brummiges Gesicht.

Manfred sah in tödlicher Verlegenheit nach Sandersee hinüber; der tat aber gar nicht entrüßt oder erschaut.

„Aber selbstredend wird und will er das „Gnädigste“ antwortete er in seiner überlegenen Art. „Sie sind ganz unentbehrlich an seiner Seite hinter dem Ludentisch! Aber auf der Bühne, in den famosen französischen Salpustüden, in einer der wunderbarsten Toiletten — à la bonheur! Meinem ergebensten Gläubigen zu dem Gedanken! Der muß unter allen Umständen realisiert werden, und wenn ich selbst die Hand dazu bieten sollte, Sie auszubilden zu lassen.“

Er brach schnell ab, denn der Blick, den er aus Manfreds tiefverbunkelten Auge auffing, war nicht besonders schmeicheltast. Das war der warnende Blick eines Mannes dem anderen gegenüber, der, wenn auch im Scherz, gewisse unsichtbare, undefinierbare Grenzen im Verkehr mit dieser Dame überprüft. Sandersee ließ sich in die Lippen und steckte zähneknirschend die unausgesprochene Zustimmung ein. —

Die Nacht war hereingebrochen, die röhlichen Gaslaternen und die grell in vielen Farben funkelnden elektrischen Birnen erhellten nur nödrigst den Garten, als sich die drei jungen Leute erhoben.

Manfred mußte sich von dem ihm bekannten Zahlkeller wieder die notwendige Summe horgen. Es war nun das zweite oder dritte Mal. Der Vater hatte ihm tausend Mark geschenkt, denn am Ende hatte nicht er gespielt und gewonnen — und davon war nun nichts mehr übrig. ... Spät trennte man sich. Manfred brachte Hermine noch bis an ihre Wohnungstür. Da nahm er sie erst einmal fest und innig in seine Arme.

„München, ist das dein Ernst mit dem Theater?“

„Gott — wenn wir doch noch nicht heiraten können.“

Er wandte sich schweigend ab. Ihm war, als habe jemand ein Tor, vor dem er zögernd stand, plötzlich weit vor ihm geöffnet — und vor sich sah er einen breiten Weg. ... und viele sind es, die darauf wandern.“

So müde wie er war, verging ihm die Nacht noch schlaflos und traurig.

Am andern Tage ging er mit Sandersee zurück zum Regiment.

Der Kaufmann Rembrandt sah in seinem kleinen Vogelbauer von Kontor vor seinem alten, vielgebrauchten Schreibtisch, der so manchen glücklichen Jahresabschluss, so manche Bilanz, in der das Haben das Soll überwog, gesehen hatte. Heute hatte

er auf ihm die Quittung geschrieben über ein Vermögen von 75,000 Mark, das er durch sein Anteillos in der Preussischen Klassenlotterie gewonnen hatte.

Der alte, eichene, abgegrabte Gelschrank, der seinen Zwed schon Jahrzehntlang erfüllt hatte, stand ein wenig offen, und man konnte darin die verschiedenen Geldsorten blinken und glitzern sehen; Willibald Rembrandt hatte ihn schon als Knabe, wenn er hier seinen Großvater besuchte, ehrfürchtig angestaunt. Wie ein Wunder war dem Kaufmannskinde der Schrank erschienen, in dem das Geld lag, für welches man die vielen herrlichen Waren, die stattlichen Juchehüte, die ledernen Eppfloamen und kostlichen Mandeln und Koffinen bekam! Nun erschien er dem alternden Manne wieder wie ein Wunder, Barg er doch mit seinem reichlichen Inhalt eine Art Zauber Schlüssel zu den Schätzen und Herrlichkeiten der Erde. ...

Aber dennoch sah der Mann, der, ohne geldgierig zu sein, doch eine sehr hohe Schätzung für das Erworbene hatte, nicht entsprechend beglückt aus. Sehr ernst lehnte er in dem alten Lederstuhl gegenüber dem Regal mit dem abgenutzten Shannon. Register. Ein riesiger Papierkorb stand neben ihm. An der Wand, die er fast berührte, stand noch ein Schrank mit Briefen, Papieren, Korrespondenzen. An der allersgrauen Tafel hing in sauberen Leinwandfäden ein Bündel von Samen und Kräutern; dann der Kalender, eine Fahrplanorte des Reiches und ein alter Regulator. Das mild beruhigende Licht zeigte friedlich die dahingeleitenden Stunden an; bisher viele zufriedene, tätige Stunden, im Dienst einer geliebten, gutgeleiteten Arbeit; glückliche Stunden ihres klingenden Erfolges, der lediglich durch Fleiß, Klugheit und seine große Begabung für den Warenhandel erreicht worden war. Denn wenn einer, so braucht der Kaufmann Begabung und Fähigkeit zu seiner trodenen Arbeit. Und Hoffnung. Immer hatte Rembrandt der alte Satz vorgeschwebt, den sein einziger Sohn ihm einst in goldener Schrift und schon gerahmt zum Geschenk gemacht hatte:

„Arbeit mit Aussicht auf Erfolg ist das größte Geheimnis des Glücks!“

Und von diesem seinem einzigen Sohn, dem Erben seiner Arbeit und ihres Erfolges, war der Brief, der er ihm auf der abgehakten grünen Tischplatte lag:

„Mein lieber Vater! Der Inhalt meines Briefes wird Dich kaum überraschen und hoffentlich auch nicht betrüben. Verachien weist Du mich sicher nicht, wenn ich meine Bitte erneuere, den Beruf zu wechseln. Du bist viel zu verständig, um nicht in Ruhe einzusehen, daß jeder Beruf, zu dem ein Mann Neigung und Fähigkeit mitbringt, der rechte, der einzige für ihn ist! Und daß jeder Beruf gut ist, der gut ausgefüllt wird. —

Du hast nie einen Zwang auf meine Neigung ausgeübt, liegst mir in den meisten Dingen jede Freiheit. Nur erwartest Du, daß ich gleich Dir und Deinem Vater den Kaufmannsstand ergreifen würde. —

Vor einem Monat hat ich Dich mich in den Offiziersstand treten zu lassen. Du hast mich in raschem Fern abgewiesen, und auch bei mir war der Entschluß noch nicht ganz gefestigt. Ich hoffe aber, Du wirst jetzt in Ruhe würdigen, wenn ich Dir nunmehr, da alles in mir zur Reife kam, die wohlverdiente Bitte unterbreite: Laß mich Soldat bleiben! Du hast ein Vermögen gewonnen, das zu dem Erworbenen hinzukommt, das jetzt Dich mein Vater, in den Stand, mir die eigene Wahl eines Berufes zu gestatten. Und seit jenem Glücksabend weiß ich, was ich will: Offizier will ich werden, mich zur Wahl stellen bei dem schönen, vornehmen Regiment, dem ich jetzt als Freiwilliger angehöre! —

Ich bitte Dich, teurer Vater, mit einer entsprechenden Zulage zu gewähren, die mir eine Stellung unter den Kameraden ermöglicht.

Und daran schließt sich noch die eine Frage und Bitte: Kannst Du handeltreibender Kaufmann im offenen Ladengeschäft bleiben, wenn Du einen Sohn im Regiment Graf Decabach als Offizier hast? Nein, Vater! Ich weiß es von Kameraden im Regiment. Du ruhst den Kaufmann, den ganzen Ladenraum an den Nagel hängen! Setze Dich zur Ruhe! Du hättest es schon seit langer Zeit getan — hast Dir genug erworben! Aber jetzt, nachdem Du 75,000 Mark so einfach im Spiel gewonnen hast, bist Du ein reicher Mann und kannst dem Sohne helfen, den Beruf, den er liebt, zu ergreifen! Dazu aber mußt Du Dich freimachen, Dich endlich ausspannen aus dem alltäglichen Joch — und der Jugend auch etwas gönnen! — Verlaufe das Geschick. Du bist nun sechzig, lieber Vater. Niemand wird es Dir übel nehmen, am wenigsten die Mutter. Sie ist noch so jung und hat eigentlich so wenig von Dir gehabt! Du warst ja immer fort, im Kontor, bei deiner Arbeit, und abends kamst Du müde heim und monchmal auch verärgert; da hattest Du selten Lust

noch mit ihr auszugeben in Gesellschaft oder Theater und Konzerte, wo sie sich ihrer Jugend und Schönheit ein wenig hätte freuen können; sie hat Dir nie einen Vorwurf daraus gemacht — eine so gute Frau und Mutter, wie sie war!

Und Du selbst, Vater! Ich weiß genau: Du hättest auch andere geistige Neigungen und Freuden, die Du längst hätte eingeben, verborgen lassen über Deinen Rechnungsbüchern mit den langen, langen Zahlenreihen. — Du hattest einen feinen Sinn für seine Genüsse, sagt die Mutter, Du spieltest Klavier, es war ein Genuß Dir zuzuhören! Dein Reiten — Deine Passion für schöne Pferde solltest Du auch wieder aufnehmen, lieber Vater! Das würde Deiner Gesundheit guttun; Du wirst sehr hart in leichter Zeit. Reite edle Pferde, lenke mutige, heftige Wäule dem Ausschub aus, daß alles sich fragt: Wer ist der staltliche, hübsche Mann mit der schönen, blonden Dame? Und die Mutter würde dann den ewig wernerlichen Zug verlieren, würde wieder ihr stolzes Lächeln haben und glücklich sein!

Komm heraus an Licht und Luft, Vater, heraus aus dem dumpf riechenden Kontor, wie ich nie, nie auf Deinem verlassenen Thronessel vor dem alten Schreibtisch sitzen möchte. Ich will hinaus ins frische, grüne, blumige Leben, einen echten Männerberuf will ich mir erkiefen! Du sollst stolz auf Deinen Sohn, den Leutnant, sein, wenn er einmal mit seinen Kameraden zu Besuch in Deine reizende Villa kommt, in die Villa mit dem goldenen Schilde an der hohen aufgekuppelten Spitze: „Willibald Rembrandt, Rentier.“

„Und so weiter und so weiter“, murmelte der Kaufmann, absolut nicht überzeugt oder begeistert, und warf den Brief zu dem Haufen der eingegangenen Postfächer in den Korb.

Er langte nach der Feder und schrieb Geschäftsbriefe! „Si — wie das ging, wie das kluhte!“ — Da war er zu Hause — das verstand er! Und wie der Stapel wuchs und wuchs. ... Da freute er sich mehr, als wenn er, ein dicker, alter Herr, auf einem schwarzen Gaul im Regarten spazierenritt; glücklich — ja! Er sollte sein altes, liebes Handwerkszeug seinem einzigen Sohn, dem Erben seiner Arbeit und ihres Erfolges, war der Brief, der er ihm auf der abgehakten grünen Tischplatte lag:

„Mein lieber Vater! Der Inhalt meines Briefes wird Dich kaum überraschen und hoffentlich auch nicht betrüben. Verachien weist Du mich sicher nicht, wenn ich meine Bitte erneuere, den Beruf zu wechseln. Du bist viel zu verständig, um nicht in Ruhe einzusehen, daß jeder Beruf, zu dem ein Mann Neigung und Fähigkeit mitbringt, der rechte, der einzige für ihn ist! Und daß jeder Beruf gut ist, der gut ausgefüllt wird. —

Du hast nie einen Zwang auf meine Neigung ausgeübt, liegst mir in den meisten Dingen jede Freiheit. Nur erwartest Du, daß ich gleich Dir und Deinem Vater den Kaufmannsstand ergreifen würde. —

Vor einem Monat hat ich Dich mich in den Offiziersstand treten zu lassen. Du hast mich in raschem Fern abgewiesen, und auch bei mir war der Entschluß noch nicht ganz gefestigt. Ich hoffe aber, Du wirst jetzt in Ruhe würdigen, wenn ich Dir nunmehr, da alles in mir zur Reife kam, die wohlverdiente Bitte unterbreite: Laß mich Soldat bleiben! Du hast ein Vermögen gewonnen, das zu dem Erworbenen hinzukommt, das jetzt Dich mein Vater, in den Stand, mir die eigene Wahl eines Berufes zu gestatten. Und seit jenem Glücksabend weiß ich, was ich will: Offizier will ich werden, mich zur Wahl stellen bei dem schönen, vornehmen Regiment, dem ich jetzt als Freiwilliger angehöre! —

Ich bitte Dich, teurer Vater, mit einer entsprechenden Zulage zu gewähren, die mir eine Stellung unter den Kameraden ermöglicht.

Und daran schließt sich noch die eine Frage und Bitte: Kannst Du handeltreibender Kaufmann im offenen Ladengeschäft bleiben, wenn Du einen Sohn im Regiment Graf Decabach als Offizier hast? Nein, Vater! Ich weiß es von Kameraden im Regiment. Du ruhst den Kaufmann, den ganzen Ladenraum an den Nagel hängen! Setze Dich zur Ruhe! Du hättest es schon seit langer Zeit getan — hast Dir genug erworben! Aber jetzt, nachdem Du 75,000 Mark so einfach im Spiel gewonnen hast, bist Du ein reicher Mann und kannst dem Sohne helfen, den Beruf, den er liebt, zu ergreifen! Dazu aber mußt Du Dich freimachen, Dich endlich ausspannen aus dem alltäglichen Joch — und der Jugend auch etwas gönnen! — Verlaufe das Geschick. Du bist nun sechzig, lieber Vater. Niemand wird es Dir übel nehmen, am wenigsten die Mutter. Sie ist noch so jung und hat eigentlich so wenig von Dir gehabt! Du warst ja immer fort, im Kontor, bei deiner Arbeit, und abends kamst Du müde heim und monchmal auch verärgert; da hattest Du selten Lust

noch mit ihr auszugeben in Gesellschaft oder Theater und Konzerte, wo sie sich ihrer Jugend und Schönheit ein wenig hätte freuen können; sie hat Dir nie einen Vorwurf daraus gemacht — eine so gute Frau und Mutter, wie sie war!

Und Du selbst, Vater! Ich weiß genau: Du hättest auch andere geistige Neigungen und Freuden, die Du längst hätte eingeben, verborgen lassen über Deinen Rechnungsbüchern mit den langen, langen Zahlenreihen. — Du hattest einen feinen Sinn für seine Genüsse, sagt die Mutter, Du spieltest Klavier, es war ein Genuß Dir zuzuhören! Dein Reiten — Deine Passion für schöne Pferde solltest Du auch wieder aufnehmen, lieber Vater! Das würde Deiner Gesundheit guttun; Du wirst sehr hart in leichter Zeit. Reite edle Pferde, lenke mutige, heftige Wäule dem Ausschub aus, daß alles sich fragt: Wer ist der staltliche, hübsche Mann mit der schönen, blonden Dame? Und die Mutter würde dann den ewig wernerlichen Zug verlieren, würde wieder ihr stolzes Lächeln haben und glücklich sein!

Komm heraus an Licht und Luft, Vater, heraus aus dem dumpf riechenden Kontor, wie ich nie, nie auf Deinem verlassenen Thronessel vor dem alten Schreibtisch sitzen möchte. Ich will hinaus ins frische, grüne, blumige Leben, einen echten Männerberuf will ich mir erkiefen! Du sollst stolz auf Deinen Sohn, den Leutnant, sein, wenn er einmal mit seinen Kameraden zu Besuch in Deine reizende Villa kommt, in die Villa mit dem goldenen Schilde an der hohen aufgekuppelten Spitze: „Willibald Rembrandt, Rentier.“

„Und so weiter und so weiter“, murmelte der Kaufmann, absolut nicht überzeugt oder begeistert, und warf den Brief zu dem Haufen der eingegangenen Postfächer in den Korb.

(Fortsetzung folgt.)